

Marni den Stoff behandelt, hattet ihm eben jener *fin de siècle*-Duft an, der uns längst als recht unangenehmer Fäulnißgeruch erscheint.

Wenn man sich aber einmal mit der Stoffwahl der Autorin abgefunden hat, wird man zugeben müssen, daß hier die Form des Dialogs äußerst geschickt gehandhabt ist und daß in jeder der Szenen mit wenigen prägnanten Strichen ein scharf umrissenes, plastisches Bild gegeben wird. Wie Filigranarbeit wirken diese kurzen Gespräche, so kunstvoll, aber doch nicht unnatürlich. Köstlich ist „Das Album“, wo ein kleines Mädchen dem Töchterchen von Mamas Schneiderin durch die Menge ihrer Papias imponirt. Eines der besten aus „Ziaker“ ist „Freunden der Liebe“, die sehr ernüchternden Plänkeleien der „anständigen Frau“ mit ihrem Liebhaber, als sie vom ersten Besuch bei ihm in ihr eheliches Heim zurückfährt.

In der sogenannten guten Gesellschaft wird man zweifellos viel Geschmac an Jeanne Marnis Werken finden. E. G.

Feuilleton.

Einmal zur Herbstzeit. . . .

Von Maxim Gorkij. Aus dem Russischen übersetzt von Eugenie Klorin.

Sinst war ich zur Herbstzeit in eine heikle Lage gerathen: ohne einen Heller in der Tasche kam ich in einer fremden Stadt an, wo ich keinen einzigen Bekannten hatte und kein Obdach finden konnte.

Nachdem ich in den ersten Tagen alles Entbehrliche aus meinem Anzug verkauft, verließ ich die Stadt und begab mich nach der sogenannten „Mündung“, dem Landungsort der Dampfer, wo während der Schiffsahrtszeit, im Sommer, ein überaus lebhaftes Treiben herrschte; doch jetzt war es dort öde und still, denn wir hatten schon Ende Oktober.

Mit zu Boden gesenkten Blicken im feuchten Sande watend, in der Hoffnung, irgend welche Speiseüberreste zu erspähen, schweifte ich einsam inmitten der leeren Gebäude und der Krankkästen umher und dachte daran, wie schön es wäre, satt zu sein.

Beim gegenwärtigen Stande der Kultur ist es bei Weitem leichter, den Hunger der Seele, als den des Körpers zu stillen. Schlendere ich zum Beispiel auf den Straßen umher, so sehe ich Gebäude, deren Aeußeres nicht übel und deren Inneres — man kann es dreist behaupten — nicht schlechter ausgestaffirt ist, und das kann Einen auf erfreuliche Gedanken über Baukunst, Hygiene und noch über vieles andere Weise und Erhabene bringen; ich begegne bequem und warm gekleideten Leuten — diese sind höflich, gehen mir stets aus dem Wege, als wollten sie aus Fartgefühl die traurige Thatsache meiner Existenz nicht beachten. Bei Gott, die Seele eines Hungerigen hat bessere und gesündere Nahrung, als die eines Satten, das ist ein Satz, aus dem man sehr scharfsinnige Schlüsse zu Gunsten der Satten ziehen könnte! . . .

Der Abend brach heran, es regnete und von Norden her blies ein heftiger Wind. Er piffte durch die leeren Kästen und Krankläden, warf sich auf die breiterverrammelten Fenster der Gasthäuser, und die Wogen des Stromes schäumten auf unter seinen zornigen Stößen, prallten geräuschvoll und mit hoch erhobenen weißen Kämmen gegen das sandige Ufer und rollten hastig, einander überhüllend, in die nebelige Ferne. . . . Es war, als fühle der Strom das Nahen des Winters, und als fliehe er entsetzt vor den eisigen Wanden, welche der Nordwind ihm noch in dieser Nacht anlegen könnte. Der Himmel war schwer und düster; es fielen unaufhörlich kaum sichtbare Regentropfen nieder, und die traurige Glegie

der Natur ringsumher wurde durch zwei verstümmelte häßliche Sandweiden und durch ein umgekipptes Boot unter denselben vervollständigt.

Ein umgestürztes Boot mit eingeschlagenem Boden und alte, jämmerliche, vom Winde zerzauste Bäume. . . Ringsumher alles zerstört, menschenleer, todt, und der Himmel weint zahllose Thränen. Oede und düster war's rundherum — es schien, als sterbe alles ab, als bliebe ich allein am Leben, um später gleichfalls vom kalten Tode ereilt zu werden.

Und doch war ich damals erst achtzehn Jahre alt — Welch herrliche Jahre!

Und als ich so auf dem kalten und feuchten Sande herumirrte, mit den Zähnen Triller schlagend zu Ehren des Hungers und der Kälte und vergeblich nach etwas Eßbarem fahndend, da erblickte ich hinter einem der Kästen eine auf der Erde kauende weibliche Gestalt, deren regenmasse Kleider sich an die vorgebeugten Schultern eng anschniegten. Ich blieb stehen, um zu sehen, was sie da mache. Und da nahm ich wahr, daß sie mit den Händen ein Loch im Sande grabe, um unter einen der Kästen zu dringen.

„Was willst Du hier?“ fragte ich, neben ihr niederkauend.

Sie stieß einen leisen Schrei aus und sprang schnell auf. Als sie jetzt vor mir stand mit weit aufgerissenen, angstgefüllten grauen Augen, sah ich, daß dieses Mädchen, etwa in meinem Alter stehend, ein sehr liebliches Gesichtchen hatte, auf dem sich leider drei große blaue Flecke befanden. Dieselben gereichten dem hübschen Antlitz nicht gerade zur Zierde, obgleich sie merkwürdig proportionell vertheilt waren — zwei Flecke gleicher Größe unter den Augen und ein größerer auf der Stirn, gerade über dem Nasenrücken. In dieser Symmetrie war die Arbeit eines Künstlers zu erkennen, der es in der Verunstaltung menschlicher Physiognomien bis zur Virtuosität gebracht hatte.

Das Mädchen starrte mich an, und allgemach erlosch die Furcht in ihren Augen. . . Bald schüttelte sie den Sand von ihren Händen, schob das kattunene Kopftuch zurecht, schauerte zusammen und sagte:

„Ich mein', Du bist auch hungrig. . . Na, so grab' doch . . . meine Hände sind schon müd'. Dort“, sagte sie, mit dem Kopfe auf den Kramkasten deutend, „ist ganz gewiß Brot da . . . und vielleicht auch Wurst. Da wird noch gehandelt. . .“

Ich begann zu graben. Nachdem sie mich eine Weile betrachtet, kauerte auch sie nieder und half mir bei meiner Arbeit.

Wir arbeiteten schweigend. Ich kann jetzt nicht sagen, ob ich damals an den Straftobey, an Moral, Eigenthum und dergleichen Dinge dachte, die man nach dem Ausspruch kompetenter Leute jeden Moment seines Daseins im Sinne haben muß. Da ich gegen die Wahrheit nicht verstoßen will, so muß ich gestehen: ich war so sehr in mein Untergrabungswerk vertieft, daß ich keinerlei Gedanken hatte, außer den an den Inhalt dieses Kramkastens. . .

Der Abend laut herab und das feuchte, kalte Dunkel um uns wurde immer dichter. Das Murmeln der Wellen schien dumpfer geworden zu sein, und die Regentropfen schlugen immer schallender, immer häufiger gegen die Bretter des Kastens. . . Irgendwo in der Ferne ertönte schon die Schnarre des Nachtwächters.

„Hat er einen Boden oder nicht?“ fragte meine Genossin mit leiser Stimme. Ich wußte nicht, was sie mit diesen Worten meinte, und schwieg.

„Ich sag', hat der Kasten einen Boden oder nicht? Wenn ja, so ist unsere Mühe vergebens. Sind wir mit dem Graben fertig, so finden wir vielleicht dicke Bretter dort. . . Wie soll man die abreißen? Besser das Schloß erbreehen. . . das Schloß ist schlecht.“

Weiber werden selten von guten Ideen erleuchtet, aber wie Sie sehen, kommt das dennoch vor. . . . Ich schätzte gute Ideen immer und suchte sie stets möglichst auszuführen.

Als ich das Schloß fand, zog ich's mit einem Rucke sammt den Ringen heraus. Meine Genossin krümmte sich im Nu zusammen und glitt wie ein Mal in die viereckige Oeffnung des Kastens.

Von dorthier erkündte ein beifälliger Ruf:

„Witzkerl Du!“

Das geringste Frauenlob ist mir mehr werth, als ein ganzer Dithyrambus von Seiten eines Mannes, und wäre er auch so berecht wie alle Redner des Alterthums und der Neuzeit zusammengenommen. Aber damals war ich in milder galanter Stimmung als jetzt, und ohne das Kompliment meiner Dame zu beachten, fragte ich sie hange:

„Ist dort was?“

Mit monotoner Stimme begann sie alles dort Entdeckte aufzuzählen.

„Ein Korb mit Flaschen . . . leere Säcke . . . ein Schirm . . . ein eiserner Eimer.“

Das alles war nicht genießbar. Ich sah meine Hoffnungen zu Wasser werden. Aber plötzlich rief sie lebhaft:

„Aha, da ist er.“

„Wer denn?“

„Ein Laib . . . ein ganzer Brotlaib . . . nur ist er naß. . . . Nimm!“

Der Brotlaib rollte vor meine Füße und bald kam auch sie, meine heldenmüthige Genossin, zum Vorschein. Ich hatte schon ein Stückchen Brot abgebrochen, steckte es in den Mund und begann zu kauen.

„Na, gieb mal her. . . . Und wir müssen gleich weg von hier. Aber wohin?“ Sie sah sich spähend im Dunkel um. Es war finster, feucht, geräuschvoll.

„Dort liegt ja ein ungekipptes Boot . . . drauf los?“

„Wohlan!“ Und wir gingen drauf los, indem wir unsere Beute zerkleinerten und den Mund damit vollstopften. Der Regen strönte immer heftiger herab, der Strom brüllte, von irgendwo lönte ein gedehnter spöttischer Pfiff herüber, als verlache irgend etwas Großes und Niemand Fürchtendes alle irdischen Geseze, diesen abscheulichen Herbstabend und auch uns, dessen Helden. . . . Es wurde Einem schwer ums Herz bei diesem pfeifenden Tone, aber trotzdem aß ich mit Gler und das Mädchen zu meiner Linken that es mir darin gleich.

„Wie heißt Du?“ fragte ich sie plötzlich.

„Natascha!“ antwortete sie kurz, geräuschvoll schmäkend.

Ich sah ihr ins Gesicht, und mein Herz krampfte sich zusammen, ich schaute in das Dunkel vor mir und mir war's, als grünte mich die ironische Frage meines Schicksals kalt und räthselhaft an.

* * *

Der Regen klatschte unauhörlich auf die Bretter des Bootes nieder und sein weiches Klätschern rief trübe Gedanken hervor; es heulte der Wind, durch den eingeschlagenen Boden dringend, und in dessen Nähe bewegte sich ein Spänchen mit unruhig klagendem Laute hin und her. Die Wogen prallten ans Ufer und rauschten so monoton und hoffnungslos, als erzählten sie irgend etwas unerträglich Langweiliges und Schweres, dessen sie bis zum Ekel überdrüssig waren, etwas, wovor sie fliehen möchten und worüber sie dennoch murmeln mußten. Das Klatschen des Regens einte sich mit dem Rauschen der Wellen, und über dem ungekippten Boote schlen ein Senfzer zu schweben — ein langgedehnter, endloser, tiefer

Seufzer der Erde, welche dieses ewigen Wechsels des lüppigen, warmen Sommers mit dem kalten, nebelseuchten Herbst schon müde war. Und der Wind legte über das öde Ufer und den schäumenden Fluß und sang traurige Lieder. . . .

Der Raum unter dem Boote entbehrte jeglichen Komforts, eng und feucht war's dort, und durch den zerbrochenen Boden rieselten kleine, kalte Regentropfen, drangen ungestüme Windstöße. . . . Wir saßen schweigend und zitternd vor Kälte. Ich entsinne mich, daß ich dann sehr schläfrig war. Nataſcha lehnte sich mit dem Rücken gegen die Wand des Bootes, mit den Armen hielt sie ihre Kniee umfaßt, worauf ihr Kinn ruhte, und starrte mit weitgeöffneten, durch die blauen Flecke noch größer scheinenden Augen auf den Fluß hinaus. Sie rührte sich nicht und nach und nach begann mir die Bewegungslosigkeit meiner Nachbarin Furcht einzuflüßeln. . . . Ich wollte sie anreden, wußte aber nicht, was ich ihr sagen sollte.

Da begann sie selbst:

„Ist das ein verfluchtes Leben!“ sagte sie deutlich, gedehnt und mit tiefster Ueberzeugung. Aber eine Klage war es nicht. Diese Worte klangen zu gleichgiltig, als daß sie eine Klage hätten sein können. Ein Menschenkind hatte nachgedacht, wie es eben vermochte, und war zu einem gewissen Schlusse gelangt, den es in Worte faßte und welchen ich nicht widerlegen konnte, ohne mit mir selbst in Widerspruch zu gerathen. Darum schwieg ich. Und sie saß nach wie vor unbeweglich, als sei ich gar nicht da.

„Wäch' schon lieber krepiren“, sprach wieder Nataſcha, jetzt aber leise und sinnend. Und auch diesmal war in ihren Worten keine Spur von Klage. Es war augenscheinlich, daß ein Menschenkind, nachdem es über das Leben und sich selbst nachgesonnen, zu der ruhigen Ueberzeugung gekommen war, es könne nichts Besseres thun, als krepiren, um sich vor des Lebens Tücken zu schützen.

Mir wurde unendlich weh zu Muthe, und ich fühlte, daß ich in Thränen ausbrechen mußte, wenn ich länger schweige. Wie beschämend wär' es aber für mich, in Gegenwart eines Frauenzimmers zu weinen, um so mehr, als sie selbst es nicht that. Ich beschloß, ein Gespräch anzuknüpfen.

„Wer hat Dich so zugerichtet?“ fragte ich, da mir nichts Klügeres und Feineres einfiel.

„Wie immer Paſcha“, erwiderte sie mit fester, lauter Stimme.

„Wer ist er denn?“

„Mein Liebhaber . . . ein Bäcker.“

„Prügelt er Dich oft?“

„Wie er nur einen Mauth kriegt, schlägt er mich gleich. Und das kommt sehr oft vor!“

Und sie begann nun, indem sie mir näher rückte, von sich selbst, von Paſcha und ihren gegenseitigen Beziehungen zu erzählen. Sie sei — „eine von den Mädchen, welche . . .“ — er ein Bäckergeſell mit rothem Schnauzbart und spiele sehr gut Harmonika. Er besuchte sie in dem „Etablissement“ und gefiel ihr sehr, weil er heiter war und sich sauber kleidete. Er trug einen Rock, fünfzehn Rubel werth, und schöne Schaſtkieſel mit Falten. Darum hatte sie sich in ihn verliebt und er wurde ihr „Bevorzugter“. Und als er das geworden, begann er ihr das Geld wegzunehmen, welches ihr die anderen Besucher zu Konfekt schenkten und das er vertrank, wobei er sie noch prügelte. Aber das wäre noch nicht so schlimm, wenn er blos nicht vor ihren Augen mit anderen Mädchen anbandeln würde. . . .

„Ist denn so was für mich nicht beleidigend? Ich bin doch nicht schlechter als alle Uebrigen. . . . Er will mich aber ärgern, der gemeine Kerl. Vorgestern bat ich mir bei der Wirthin die Erlaubniß zum Spazierengehen aus und ging

zu ihm. Dort saß aber die Dunska ganz betrunken und auch er hatte schon 'nen Affen. Da sagt' ich ihm: „Du gemeiner Kerl! Du Schuft!“ Und er hat mich braun und blau geschlagen. Hat mich gepufft und beim Haar gezanft und auf alle möglichen Arten gerauft. Aber auch das wär' nicht so schlimm! Er hat mir aber die Kleider zerrissen . . . was mach' ich nun? Wie komm' ich zur Wirthin? Hat alles zerrissen: das Kleid und die Jacke, die noch ganz neu war . . . fünf Rubel hat sie gekostet! Und 's Kopftuch hat er mir heruntergerissen . . . Herr im Himmel! Was fang' ich jetzt an?“ Schrie sie plötzlich mit schmerzfüllter, gebrochener Stimme auf.

Und der Wind heulte und wurde immer heftiger und kälter. Meine Zähne begannen wieder ihren Tanz. Auch sie krümmte sich vor Kälte zusammen und rückte so nahe an mich heran, daß ich trotz des Dunkels das Leuchten ihrer Augen wahrnahm.

„Was seid Ihr doch für Hundsfötter, Ihr Mannspersonen all. Ich möchte Euch zerstampfen, verstümmeln. Krepirte einer von Euch, würd' ich ihm in die Frage spucken ohne Mitleid! Niederträchtige Kreaturen! Ihr wüselst und wedelt mit dem Schwanz wie elende Hunde, giebt Euch aber ein dummes Mädel nach, so ist sie verloren! Gleich tretet Ihr sie mit Füßen. . . Verfluchtes Volk Ihr! . . .“

Ihr Schimpfexikon war sehr reichhaltig, aber in ihren Schmähungen war keine Kraft, weder Bosheit noch Haß klang aus denselben gegen das „verfluchte Volk“. Sie sprach überhaupt in ruhigem Tone, der mit dem Inhalt ihrer Reden nicht harmonirte, und ihre Stimme war arm an Klängen.

Aber dessen ungeachtet übte das alles eine mächtigere Wirkung auf mich aus, als die beredtesten und überzeugendsten pessimistischen Bücher und Vorträge, deren ich nicht wenige früher gelesen und gehört hatte und bis dato lese und höre. Und das kam daher, weil die Agonie eines Sterbenden immer viel natürlicher und packender ist, als die genauesten und kunstvollsten Schilderungen des Todeskampfes.

Mir war es herzlich schlecht zu Muth, ganz gewiß mehr der Kälte wegen, als der Reden meiner Quartiersnachbarin. Ich begann leise zu stöhnen und mit den Zähnen zu knirschen.

Und im selben Moment fühlte ich die Berührung zweier kleinen, kalten Hände — eine derselben legte sich auf meinen Hals, die andere aufs Gesicht und gleichzeitig erkünte freundlich und leise die besorgte Frage:

„Was hast Du nur?“

Ich war versucht zu glauben, daß mich Jemand Anderes anredete als Natascha, die soeben erst verkländigt, daß alle Männer Hundsfötter seien, und ihnen allen den Untergang gewünscht hatte. Aber da begann sie schnell und hastig zu reden:

„Was fehlt Dir? Wie? Frierst Du? Ach, wie Du bist! Du sitzt da und schweigst wie 'ne Guck! Gätt'lt mir schon lange sagen sollen, daß Dich friert! Na . . . leg' Dich mal auf die Erde . . . streck' Dich aus . . . auch ich werd' mich hinlegen . . . so! Jetzt umfaß mich mit den Händen . . . fester. . . Nu, jetzt muß es Dir warm werden. . . Und dann werden wir uns Rücken gegen Rücken legen. Werden uns irgendwie die Nachtzeit vertreiben. . . Was ist's mit Dir? Hast Dich dem Trunke ergeben? Hast den Dienst verloren? . . . Schad't nichts!“

Sie tröstete mich . . . sie ermunthigte mich.

Glück über mich! Wieviel Ironie lag in dieser Thatsache! Bedenken Sie doch! Zu jener Zeit war ich ernstlich um das Schicksal der Menschheit besorgt,

ich träumte von der Reorganisation des ganzen sozialen Systems, von politischen Umwälzungen, las allerhand verteilte geschiedte Bücher, deren Tiefe wohl auch für ihre Autoren unergründlich war — zu jener Zeit war ich eifrig bemüht, mich zu einer hervorragenden „aktiven“ Kraft heranzubilden. Mich dünkte sogar, ich hätte meine Aufgabe zum Theile schon gelöst; jedenfalls war ich dann schon der Meinung, daß ich ein ausschließliches Existenzrecht besaß als eine fürs Leben unumgängliche nötige Größe, die dazu befähigt war, in demselben eine große historische Rolle zu spielen!

Und mich erwärmte mit ihrem Körper eine feile Dirne, ein unglückliches, zerklüftes, gehektes Geschöpf, das keinen Platz im Leben hatte und keinen Werth, und dem zu helfen es mir nicht einfiel, bevor es mir geholfen hatte, und gesetzt, mir wär' es in den Sinn gekommen, ihre Lage irgendwie zu erleichtern, so hätt' ich schwerlich verstanden, es zu thun.

Ach, ich war versucht, zu glauben, das sei ein Traum, ein unsinniger, schwerer Traum. . . .

Doch wie konnte ich's glauben, da kalte Regentropfen auf mich niederströmten, da warme Frauenbrüste sich fest an meinen Busen drückten und ein warmer, belebender, wenn auch schwach nach Brauntwein riechender Athem mich anhauchte. Es heulte und stöhnte der Sturm, der Regen klatschte gegen das Boot, die Wellen rauschten, und wir beide schmiegelten uns fest aneinander und zitterten dennoch vor Kälte. Das war ganz real, und ich bin überzeugt, Niemand hat einen so schweren und häßlichen Traum gehabt, als diese Wirklichkeit es war.

Und Nataſcha sprach weiter, so freundlich und theilnahmenvoll, wie nur ein Weib es kann. Unter dem Einfluß ihrer naiven, warmen Neben flackerte in meinem Innern gleichsam ein Flämmchen auf und etwas Starres schien in meinem Herzen zu schmelzen.

Da entstürzte meinen Augen ein Strom von Thränen, die aus meinem Herzen viel Haß und Weh und Dummheit und Schmutz forschwemmten, das, was sich bis zu dieser Nacht dort angesammelt. Nataſcha aber redete auf mich ein:

„So hör' doch auf, mein Lieber, heute nicht! Hör' auf! Mit Gottes Hilfe wirst wieder auf die Beine kommen und eine Stelle kriegen. . . und 's wird alles gut werden. . . .“

Und sie überhäufte mich mit Küſſen. . . mit heißen Küſſen ohne Zahl.

Das waren die ersten Frauenküſſe, die mir das Leben geboten, und das waren die besten gewesen, denn alle späteren bezahlte ich schrecklich theuer und hatte absolut nichts davon.

„Na, so heut' doch nicht, Du komischer Mensch! Ich werd' Dir morgen eine Stelle verschaffen, wenn Du kein Obdach hast. . .“, hörte ich wie im Traume ihr leises, überzeugendes Flüstern.

Bis zum Morgengrauen lagen wir so umschlungen. . . .

Und als es tagte, krochen wir unter dem Boote hervor und gingen zur Stadt. Dann nahmen wir freundschaftlichen Abschied voneinander und kamen nie mehr zusammen, obwohl ich ein halbes Jahr in allen Spielarten diese Liebe Nataſcha suchte, mit der ich die eben geschilderte Nacht einmal zur Herbstzeit verbracht hatte.

Wenn sie schon todt ist — wohl ihr! Sie ruhe in Frieden. Lebt sie aber noch — Friede sei ihrer Seele! Und möge in derselben niemals das Bewußtsein ihres Falles aufdämmern. Denn das wäre für sie ein unnützes, überflüssiges Leid. . . .